



# Unerfreuliches aus der Zeit nach dem „Anschluss“

von Egon Schwarz

Jeder Mensch, der es wissen will, weiß, was für ein blutiges Irrenhaus Wien nach dem Anschluss wurde. Während ein Großteil der Bevölkerung den Nazis zujubelte – als Hitler auf dem notorischen „Heldenplatz“ eine Rede hielt, waren es Hunderttausende – hatte schon ein Pogrom angefangen, das sich wochenlang hinzog. Es gibt Zeugnisse von Leuten, die von Wien nach Übersee auswanderten und durch Deutschland fahren mussten, weil ihre Schiffe von Hamburg oder Bremen ablegten. Deren Berichte drücken über das „friedliche“ Deutschland und die „freundlichen Leute“ Erstaunen aus, während sich Wien in einen lebensgefährlichen Hexenkessel verwandelt hatte. Ich selbst habe, wenigstens zusammenfassend, in meiner Selbstbiografie *Unfreiwillige Wanderjahre* beschrieben, welche haarsträubenden Szenen sich in Wien abspielten. Um den allenthalben ausbrechenden Brutalitäten zu entgehen, schränkte man seine Ausgänge so sehr ein, wie man konnte, aber ganz vermeiden ließen sie sich nicht. Was sollten junge Menschen von 15 oder 16 Jahren, die wir damals waren, die ganze Zeit zu Hause tun, abgesehen davon, dass ich bald kein Zuhause mehr hatte.

Ich war also trotz allem manchmal unterwegs, um Freunde zu besuchen, z. B. meinen kürzlich verstorbenen Schulkameraden Erich Kruh, der auf dem Salzgrieß wohnte und in dessen geräumiger Wohnung man Ping-Pong spielen konnte. Auf einem dieser Wege zu ihm rempelte mich plötzlich ein uniformierter NS-Bursche an, ein SA-Mann, kaum älter als ich. Barsch erklärte er mir, ich müsse ihn sofort in die SA-Kaserne begleiten. Weiß der Himmel, was aus mir geworden wäre, hätte ich mich überreden lassen, mitzugehen. Aber ich weigerte mich. Woher ich plötzlich die Tollkühnheit aufbrachte, ist mir selbst rätselhaft. Aber ich erklärte, ich ginge nicht mit. Er versuchte es mit Gewalt, zerrte an meinem Arm, an meinen Kleidern, aber ich setzte, so gut ich konnte, meinen Weg fort, bis er von mir abließ.

Wie er auf mich gekommen war, weiß ich nicht. Verhaftungen auf der Straße waren gang und gäbe.

Ganze Straßenzüge wurden abgesperrt, und wer jüdisch aussah, wurde einfach mitgenommen. Ob ich selbst besonders jüdisch aussehe, kann ich nicht beurteilen. Ich erinnere mich nur, dass mich mein Quälgeist fragte, ob ich Jude sei, was ich bestätigte. Vielleicht hat ihn gerade dieses Bekenntnis letzten Endes beschwichtigt. Was in mir vorging, was ich außer Angst und Empörung noch empfunden haben mag, kann ich nach mehr als siebenzig Jahren nicht mehr rekonstruieren. Vielleicht bildete sich in mir der Gedanke, wenn er mich wirklich wegschleppen will, muss er Hilfe holen, und mittlerweile mache ich mich aus dem Staub. Ich verstand aber, dass ich verloren war, wenn ich mitging. Als er mich losließ und um eine Ecke verschwand, setzte ich meinen Weg mit Herzklopfen, aber enorm erleichtert fort. Das war glücklicherweise meine einzige Begegnung mit der physischen Gewalttätigkeit, die in Wien überall herrschte.

Mein Vater blieb auch verschont. Nur gut, dass meine Mutter schon im Ausland war, denn eine Nachbarin wollte sie abholen lassen, entweder zum Scheuern des Stiegenhauses oder zum Säubern ihrer Wohnung. Solche Schikanen wiederholten sich damals täglich. Meistens wurde man aus dem Bett und außer Haus gezerrt und musste Kasernen säubern oder politische Slogans des früheren Regimes mit ungenügenden Mitteln vor einer Ansammlung von Sadisten abwaschen. Dieses Scheuern der Wände und Gehsteige ist sogar zum Symbol der damaligen Judenverfolgungen geworden. Heute erinnert ein Denkmal von Hrdlicka auf dem Albertinaplatz daran. Die knieende Gestalt, die einen solchen säubernden Juden darstellt, wird aber immer noch nicht in Ruhe gelassen. Um zu verhindern, dass sich Leute darauf setzen, musste Stacheldraht angebracht werden.

Da meine Mutter nicht mehr in Wien war, musste unsere langjährige Nachbarin, mit deren Kindern ich oft gespielt hatte, auf sie verzichten. Meine Mutter war schon vor dem „Anschluss“ nach Pressburg zu ihren Eltern gefahren, und mein Vater ließ sie einfach nicht mehr zurückkommen. Ursprünglich



hatte sie vorgehabt, am 13. März ihre Stimme für ein unabhängiges Österreich abzugeben, dem Tag, an dem das von Schuschnigg anberaumte Plebiszit stattfinden sollte. Aber am 11. März brach Hitler mit seinen Horden in Österreich ein. Mein Vater und ich blieben nicht ungeschoren, wenn man das so nennen kann. Denn wenige Tage darauf mussten wir unter Zurücklassung aller unserer Sachen die Wohnung Hals über Kopf räumen. Mein Vater schlug sich ein Feldbett in seiner Werkstatt auf, und ich kam bei Freunden unter. Freilich lebten wir unter ständigem psychischem Druck. Ich hatte eine panische Angst, dass mein Vater verhaftet und ins KZ verschickt würde, was manchen unserer Bekannten in der Tat widerfuhr. Uns blieb dieses Missgeschick glücklicherweise erspart. Wenn ich als völlig unselbständiger Halbwüchsiger allein zurückgeblieben wäre, dann hätte ich mit Sicherheit später nicht darüber schreiben können.

Ich muss hinzufügen, dass wir gar nicht mehr so lange in Wien waren. Nachdem mein Vater die monströse Steuerunbedenklichkeitserklärung erworben und alle seine Besitztümer verschleudert hatte,

gingen wir im Juli, also etwa vier Monate nach dem Einmarsch deutscher Truppen, über die grüne Grenze in die Tschechoslowakei.

*Egon Schwarz wurde 1922 in Wien geboren; 1938 Emigration nach Südamerika, 1949 Übersiedlung in die USA; Studium der deutschen und romanischen Philologie. 1961–1993 Professor für deutsche Literatur an der Washington University in St. Louis/Missouri. Zahlreiche Publikationen zur spanischen, deutschen und österreichischen Literatur und Kultur, vor allem zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und zur Exilliteratur. 2005 erschien im Verlag C. H. Beck die Autobiografie „Unfreiwillige Wanderjahre“.*